

Praktisches Wissen und Materialität

Herausforderungen für kritisch-konstruktivistische Kommunikations- und Medienforschung

Peter Gentzel

Der Beitrag analysiert das wissenschaftliche Paradigma des Konstruktivismus und setzt es in Beziehung zu aktuellen theoretischen und empirischen Entwicklungen in den Sozialwissenschaften. Bezogen auf den Anspruch, soziale und kulturelle Phänomene jenseits korrespondenztheoretischer Analyseansätze beschreiben zu können, werden zunächst verschiedene Varianten des Konstruktivismus kritisch diskutiert und die erkenntnistheoretische Position des Sozialkonstruktivismus herausgearbeitet. Anschließend wird argumentiert, dass Berger und Luckmann epistemologisch bedenkenlos und zu pauschal argumentieren, weshalb die „gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ in empirisch-analytischer Hinsicht Schwächen aufweist. Aus dieser kritischen Auseinandersetzung heraus wird die Position praxistheoretischer Ansätze entfaltet und deren innovative Offerten für die sozialwissenschaftliche Forschung skizziert. In diesem Zusammenhang erfährt die Frage nach dem Umgang mit Medien als Artefakten und Technologien eine Aufwertung. Dieser Zusammenhang wird anhand zweier prominenter Analysekonzepte – der Akteur-Netzwerk-Theorie Bruno Latours und den boundary objects Susan Leigh Stars aus dem Umfeld der Science and Technology Studies – diskutiert und aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive bewertet. Abschließend werden zentrale theoretische Herausforderungen und analytische Perspektiven für die kommunikations- und medienwissenschaftliche Forschung herausgestellt.

Schlüsselwörter: Konstruktivismus, Praxistheorie, Akteur-Netzwerk-Theorie, Grenzobjekte, Science and Technology Studies, Kommunikationsanalyse, Medienanalyse

1. Einleitung: Gegenwart und Herausforderungen konstruktivistischer Forschung

Ein Merkmal der Gegenwart ist die scheinbar unbegrenzte Möglichkeit zur Konstruktion. Obwohl kein ernstzunehmender sozialwissenschaftlicher Konstruktivismus vom „freien“, d. h. individuellen Ideen und Motiven allein überantworteten Konstruieren ausgeht, dekonstruiert die sozial- und kulturwissenschaftliche Analyse Identitäten, Geschlechter, Nationen und Kulturen. Selbst Wahrheiten weisen kaum noch Merkmale aus, die nicht relativ erscheinen (u. a. Knoblauch & Schnettler, 2006: 127). Dieses Florieren der (De-)Konstruktion ist allerdings vornehmlich mit einer Terminologie der „practices“, „doings“, „agencies“ oder „networks“ verbunden. Anders formuliert: Obgleich Titel wie beispielsweise „doing culture“ (Hörning & Reuter, 2004) oder „doing gender“ (Jäckle et al., 2016) geradewegs auf den konstruierten Charakter der in Frage stehenden Phänomene zielen, wird der terminologische Anschluss an den Konstruktivismus nicht gewählt.

Die Gründe für jene Zuwendung zu den „practices“, „doings“ oder „networks“ lassen sich entsprechend der Zielsetzung dieses Themenhefts als Herausforderungen für das „wissenschaftliche Paradigma“ (Keller et al., 2013: 9) des Konstruktivismus, insbesondere für den Sozialkonstruktivismus verstehen. So wird die „Social Construction of Reality“, im Anschluss an Peter Berger und Thomas Luckmanns gleichnamige Monografie aus dem Jahre 1966, empirisch herausgefordert, etwa durch die Beobachtung, dass

sich die Sozialwissenschaften in den letzten fünf Jahrzehnten deutlich stärker der empirischen Analyse einzelner „Konstruktionsmedien“ zugewandt haben (z. B. Sprache, Diskurs, Kommunikation), und diese Analysen in die eher systematisierend und meta-theoretisch angelegte „Dialektik des Wissens“ (Knoblauch, 2005: 156) nicht zufriedenstellend integriert werden konnten (ders., 2013: 25). Diese Verschiebung der empirisch-analytischen Aufmerksamkeit vom holistischen Kreislauf des Wissens zu konkreten, etwa durch Macht und Habitus strukturierten Diskursen (M. Foucault) oder Feldern (P. Bourdieu) der Wissensproduktion, ist auch ein erster Fingerzeig für die theoretische Weiterentwicklung. Sieht man sich nämlich die jeweiligen konzeptionellen Schlüsselbegriffe an, dann scheinen zwei sozialtheoretisch und -analytisch relevante Kategorien im Sozialkonstruktivismus unterrepräsentiert: So heben, *erstens*, insbesondere jene mit „doings“ und „practices“ verbundenen Argumentationen (u. a. Hörning & Reuter, 2004; Schatzki, 1996) die Bedeutung inkorporierter, impliziter „Wissensrepertoires und -kompetenzen“ (Hörning), des „knowing how“ (Gilbert Ryle), „tacit knowledge“ (Michael Polanyi) oder einer kollektiven „shared intentionality“ (Tomasello) für die Konstruktion der Wirklichkeit hervor. Obgleich natürlich auch Berger und Luckmann sowie deren theoretischer Wegbereiter Alfred Schütz Routinen und Habitualisierungen sowie Rezept- und Routinewissen für den Aufbau von Alltags- bzw. Lebenswelt (z. B. Berger & Luckmann, 2004: 16f., 27f.; Schütz & Luckmann, 2003: 156ff.) besprechen, erscheint deren fundamentale Aufwertung heute noch mit einem anderen Motiv verbunden. So heben nämlich jene mit „practices“, „agencies“ oder „networks“ verbundenen Diskurse, *zweitens*, die grundlegende Bedeutung von Dingen, Artefakten und Technologien für die gegenwärtige Konstitution sozialer Wirklichkeit hervor. Im 21. Jahrhundert bedürfe – so die häufig vorgebrachte Schlussfolgerung – der traditionell bestückte sozialwissenschaftliche Werkzeugkasten deshalb ergänzender und neuer Instrumente (u. a. Reckwitz, 2003; Wieser, 2004; Schüttelpelz, 2016). Im praxistheoretischen Diskurs werden beide Aspekte – die Inkorporiertheit impliziter „Wissensrepertoires und -kompetenzen“ (Hörning, 2001: 185) sowie die Bedeutung von Dingen, Artefakten und Technologien – unter dem Signet „Materialität“ gleich gemeinsam verhandelt. Materialität verbindet also jene empirischen und theoretischen Herausforderungen für den Sozialkonstruktivismus (inkorporierte, implizite Wissensrepertoires und -kompetenzen sowie Dinge, Artefakte, Technologien, die „Kultur- und die Sachtechnik“) miteinander (Bedorf, 2015: 130; Gentzel, 2015: 138).

Schließlich stellt sich die Frage nach der kommunikationswissenschaftlichen Relevanz dieses Beitrags, der „Materialität“ als zentrales Element aktueller sozial- und kulturtheoretischer Debatten begreift und als Herausforderung für sozialkonstruktivistische Kommunikations- und Medienanalysen diskutiert. Sie emergiert aus dem disziplinären Selbstverständnis selbst – und das in mehrfacher Hinsicht. Zunächst, weil es kaum eine zweite sozialwissenschaftliche Disziplin gibt, deren Material- und Formalobjekte so eng mit Technologien verwoben sind. So ist Kommunikation immer auch an ein Medium und damit an Artefakte und Techniken gebunden – sowohl historisch als auch gegenwärtig. Historisch, weil schon die ersten Vertreter der *Zeitungskunde* (Emil Löbl, Karl Bücher, Erich Everth) ebenso wie Max Weber in seiner „Soziologie des Zeitungswesens“ (Weber, 1988[1924]) immer auch die Technik und Materialität der Presse im Blick hatten. Explizit verwiesen ihre kulturtheoretisch grundierten Forschungsfragen zu den gesellschaftlichen und ökonomischen Grundlagen sowie Folgen der Presse etwa auf die „maschinelle(n) Technik“ (Bücher, 1917: 259) oder den „materiellen Inhalt der modernen Kulturgüter“ (Weber, 1988[1924]: 324) (vgl. Gentzel & Könen, 2012). Auch die

weitere disziplinäre Entwicklung verlief „parallel zur Etablierung technischer Verbreitungsmittel“ (Theis-Berglmaier, 2016: 385).

In der Gegenwart finden sich Indizien für die direkten Wechselwirkungen zwischen technischem Innovationsstand der Gesellschaft und disziplinärer Entwicklung etwa mit Blick auf das (ebenfalls) kulturtheoretisch sensible Forschungsfeld der Mediatisierung (Krotz, 2001; 2007) – allein schon aus der wissenssoziologischen Beobachtung heraus, dass die internationale Etablierung des Mediatisierungsansatzes in den communication and media studies mit der Digitalisierung der Medientechnik zusammenfällt (Adolf, 2015: 9). Eine Entwicklung, die im Übrigen fast zeitgleich zur Formierung von Praxistheorien, Akteur-Netzwerk-Theorie und Science and Technology Studies als eigenständigen sozialwissenschaftlichen Diskutanten stattfindet. Nicht zuletzt indiziert auch die jüngste Diskussion um die Konstitution einer „Kommunikations- und Medienwissenschaft in datengetriebenen Zeiten“ (Hepp, 2016) in Heft 3 und 4 der *Publizistik* 2016 dieses Wechselverhältnis deutlich.

Ein weiterer Begründungszusammenhang ergibt sich aus dem Selbstverständnis der Disziplin als Integrationswissenschaft, die auf theoretische und empirische Importe angewiesen ist (u. a. Raabe, 2009: 93f.). So zählen, *einerseits*, eine Reihe praxistheoretischer Argumente und Konzepte seit Jahrzehnten zum Bestand der Kommunikationswissenschaft. Man denke z. B. an die kultursoziologisch orientierte Mediensozialisationsforschung, an Analysekonzepte zur Medienaneignung, an Medienanalysen im Anschluss an die Cultural Studies (umfassender in Raabe, 2009) oder die Mediatisierungsforschung (Gentzel, 2015). Insofern Praxistheorien als Resultat der *Transformation der Kulturtheorie* (Reckwitz 2008) verstanden werden, gilt es an entsprechende disziplinär verankerte Argumente und Konzepte anzuknüpfen.

Andererseits entwickelte sich das praxistheoretische „research program“ (Schatzki, 2001a) insgesamt – dann z. T. auch in Absetzung zu klassischen Kulturtheorien – im Schatten kommunikationswissenschaftlicher Aufmerksamkeit (abgesehen von Raabe, 2008; Pentzold, 2015; Gentzel, 2015). Dies gilt umso mehr für die prominent und kontrovers in den gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Diskurs eingedrungenen Artefakt- und Techniktheorien (z. B. ANT) oder Analysemodelle (z. B. aus den Science and Technologies). Für eine Integrationswissenschaft ist zudem die Beobachtung relevant, dass im gesamten sozial- und kulturwissenschaftlichen Fächerspektrum gegenwärtig keine Analyse oder Theorie großer Reichweite ohne zentrale Bezugnahme auf die Digitalisierung der Medientechnologie auskommt (u. a. Löw, 2001; Baumann, 2003; Rosa, 2005). Diese aber analysieren keine distinkten kommunikativen Handlungen in ex ante definierten Rezeptions- oder Produktionskontexten (konzeptionell) auf der Suche nach Falsifikation in statischen und homogenen Samples (analytisch), sondern verknüpfen unterschiedlichste Quellen und Daten über unterschiedliche Gesellschaften und Kulturen in verschiedenen Räumen und Zeiten. Der „Integrationsdruck“ hat also zugenommen.

Es gibt somit ausreichend gute Gründe, um nach mehr als 50 Jahren zu fragen, wie es um die Strukturen und Bedingungen sozialer Wirklichkeitskonstruktionen bestellt ist. Die Argumentationslogik dieses Beitrags verläuft nun von außen nach innen: Zunächst werden Konstruktivismen auf einer disziplinübergreifenden, erkenntnistheoretischen Ebene bestimmt und in unterschiedliche „Spielarten“ (Knorr-Cetina, 1989) unterschieden. Sodann wird der kommunikationswissenschaftlich besonders bedeutsame Sozialkonstruktivismus kritisch diskutiert und die aktuellen Herausforderungen werden gebündelt. Diese strukturieren die Diskussion des praxistheoretischen Erkenntnismodells – als sozialtheoretisch elaboriertesten Ansatz unter den „doings“ und „agencies“

– und dessen Alternativangebote. Wie sich zeigen wird, bleiben insbesondere in analytischer Hinsicht, aber auch im praxistheoretischen Diskurs, einige Fragen unbeantwortet. Aus diesem Grund werden anschließend praxistheoretisch aufgegriffene (u. a. Reckwitz, 2003: 283ff.; Schäfer, 2016: 13f.) und an den zuvor herausgearbeiteten Problemen orientierte Argumente und Theoreme Bruno Latours präsentiert. Aufgrund der dabei entwickelten, insgesamt kritischen Haltung gegenüber der ANT wird zum Abschluss ein kommunikationswissenschaftlich anschlussfähiges Analysekonzept aus dem Umfeld der Science and Technology Studies vorgestellt.

2. Konstruktivistische Erkenntnistheorien

Als konstruktivistisch werden in der Folge solche Ansätze und Analysen verstanden, die *kulturelle und soziale* Phänomene (1), das *subjektive Wissen* von diesen (2) und/oder die Garanten der Übereinstimmung von beiden (3) nicht als universale Gegebenheiten begreifen. Diese schlichte Bestimmung genügt dem Anspruch, disziplinenübergreifenden Zugriff zu bekommen, und ermöglicht auf epistemologischer Ebene die Abgrenzung zu korrespondenztheoretischen Ansätzen. Den Prototyp dieser korrespondenztheoretischen Epistemologie bildet der cartesianische Dualismus. In den berühmten Meditationen (Descartes, 1994) entwickelt der französische Mathematiker, Naturwissenschaftler und Philosoph René Descartes ein Modell der wahren wissenschaftlichen Erkenntnis: Der Mensch (*res cogitans*) erkennt die Dinge der Außenwelt (*res extensa*) durch Wahrnehmungen und Verstand. Schlechterdings sind subjektives Wahrnehmen und Denken stö- und täuschungsanfällig, weshalb sie zur Validierung wissenschaftlicher Aussagen, die den Kriterien naturwissenschaftlicher Exaktheit genügen sollen, nicht hinreichen. Diese Rolle nimmt bei Descartes eine spezifische, mathematisch inspirierte Rationalität ein, deren Richtigkeit wiederum theologisch abgesichert wird (Ebd.). Das korrespondenztheoretische Modell lautet also: Der Forscher erfasst aufgrund wahrer Instrumente die objektive Wirklichkeit. In den letzten Jahrhunderten wurden freilich ganz unterschiedliche Kandidaten für die jeweiligen Rollen getestet (die Position des Garanten der Korrespondenz besetzten nach Gott etwa Vernunft, Logik, diverse Messverfahren oder optische, elektronische, digitale Instrumente und Methoden). Insgesamt dominiert das korrespondenztheoretische Modell und die mit ihm verbundene Forschungslogik die sozialwissenschaftliche Analyse bis heute (u. a. Dreyfus, 1995).

In Opposition dazu stehen die konstruktivistischen Ansätze, weil sie in ihrer Kritik an jener cartesianischen Formel des Entdeckens der Wirklichkeit vereint sind. Sie entziehen kulturellen und sozialen Phänomenen (1) und/oder dem subjektiven Wissen (2) und/oder den universalistischen Garantien der Übereinstimmung dieser beiden (3) den Status einer Essenz, Natürlichkeit oder universellen Objektivität. Allerdings unterscheiden sich die primären Angriffspunkte. So zielt der philosophische oder wissenschaftstheoretische Konstruktivismus (u. a. F. Kambartel, W. Kamlah, K. Lorenz) auf die Garanten der Übereinstimmung (3), indem etwa die „Kontextualität und Konstruiertheit logischer Kategorien“ (Knoblauch & Schnettler, 2006: 2) herausgearbeitet wird. Demgegenüber greift der psychologische Konstruktivismus (u. a. P. Watzlawick, J. Piaget) die unterstellte Objektivität subjektiven Wissens und Wahrnehmens (2) an. Der radikal-naturwissenschaftliche oder kognitionstheoretische Konstruktivismus (H. Maturana, F. Varela, E. v. Glasersfeld, H. v. Förster) dekonstruiert schließlich die (soziale und kulturelle) Wirklichkeit (1) als Produkt von Wahrnehmungsorganen (vgl. ebd.). In epistemologischer Hinsicht zeichnen sich diese Varianten des Konstruktivismus also durch

die Vereinnahmung einer der beiden von Descartes benannten Substanzen (*res cogitans* und *res extensa*) bzw. des Innen und des Außen durch die jeweils andere aus.¹

Eine sozialwissenschaftlich konsequent kritisch-konstruktivistische Forschungshaltung ermöglichen sie deshalb nicht: die psychologisch-subjekttheoretische Variante nicht, weil sie sich allein an der Dekonstruktion der Objektivitätsannahme subjektiven Wissens abarbeitet. Anders formuliert: Gesellschaftliche Wirklichkeit und Realität ist identisch mit der Form ihres subjektiv-kognitivistischen Erfassens (Watzlawick, 1984). Bei J. Piaget kann man exemplarisch verfolgen, dass dieses Erfassen selbst wiederum nicht als „gemachtes“ verstanden wird, bindet er doch den Erwerb subjektiven Wissens an distinkte, naturalistisch und universalistisch konzeptualisierte Lern- und Entwicklungsstufen (Reich, 2001: 362). Die Analyse von Aspekten sozialer Wirklichkeit wie Machtbeziehungen, kulturelle Veränderungen oder technische Vermittlung wird damit letztlich an die Form des Erwerbs subjektiven Wissens verwiesen – und die Modelle dafür stehen selbst außerhalb von Konstruktionsprozessen.

Auch der radikale Konstruktivismus erscheint inkonsequent, wenn er erkenntnistheoretisch „auf einen utilitaristisch-pragmatischen Falsifikationismus“ (Knorr-Cetina, 1989: 90, Hervorhebungen entfernt) hinausläuft. Die Wirklichkeit ist hier allein ein Produkt des Unterscheidens und Selegierens abgeschlossener kognitiver Systeme. Insofern haben soziale und gesellschaftliche Entwicklungen, technische und intellektuelle Innovationen nur dann Anteil an der Wirklichkeitskonstruktion, wenn sie von Organen oder Systemen reproduziert werden (oder als „Korrektiv“ [ebd.: 89] für gescheiterte psychische Konstruktionen eingesetzt werden).

Einen anderen Weg schlägt der soziale Konstruktivismus im Anschluss an Peter Berger und Thomas Luckmann (2004) ein. Diese Variante eliminiert zunächst die Notwendigkeit der Korrespondenzgarantie, weil Wissen nicht mehr als objektive, von Subjekten und/oder Ordnungen unabhängige Variable konzipiert wird. Berger und Luckmann richten das Augenmerk auf die gesellschaftliche Gemachtheit von Wissen und dessen Härtungsprozesse, die im Übergang vom internalisierten subjektiven Wissen zur (als äußerlich erfahrenen) Sozialordnung am Werk sind. Ziel sozialkonstruktivistischer Analysen ist damit die „systematische Beschreibung der intersubjektiven Prozesse, in denen die Menschen ihr Wissen um die Welt erwerben, es gesellschaftlich verfestigen, kontrollieren und weitergeben“ (ebd.: V).

Den Kern dieser wissenssoziologischen Argumentation bildet das Modell der „Dialektik des Wissens“ (Knoblauch, 2005: 156). Es beschreibt, wie Erfahrungen und Wissensbestände durch die Schritte der Externalisierung, Objektivierung und erneuten Internalisierung von Subjekten gelöst, zu kollektiven Orientierungsrahmen und Handlungsmustern verfestigt und an nachfolgende Generationen weitergegeben werden. Als zentrale Mechanismen gesellschaftlicher Wissensproduktion gelten dabei direkte Interaktion und reziproke Typisierung (Berger & Luckmann, 2004: 21–48), Institutionalisierung (ebd.: 49–97) und Legitimierung (ebd.: 98–138). Diese gehärteten, überindividuellen Wissensformen werden schließlich in Sozialisationsprozessen vom Subjekt internalisiert und erscheinen dann, insbesondere im Alltag, als äußerliche Wirklichkeitsordnungen (ebd.: 24). Deren konstruierter Charakter tritt nicht mehr offen zutage.

1 Mitunter werden auch die Arbeiten N. Luhmanns, in denen gesellschaftliche Wirklichkeit den Operationen von Systemen entspricht, in diese Form des Konstruktivismus eingeordnet (Knoblauch und Schnettler, 2006; Knorr-Cetina, 1989). Gegen diese Kategorisierung lassen sich jedoch einige Vorbehalte insbesondere mit Blick auf die „autopoietische Wende“ in der Systemtheorie Luhmanns anführen, deren Ausführung allerdings den Rahmen dieses Beitrags sprengen würde.

Das zentrale Medium der Dialektik des Wissens ist die menschliche Sprache. Folglich richtet sich das Augenmerk auf die normierende Funktion von Sprichwörtern, Erzählungen, Lebensweisheiten oder Konventionen (z. B. Gruß-, Abschieds- und Anredeformen), die bestimmte Handlungsordnungen begründen (symbolische Sinnwelten). Während Individuen also in der Vis-à-vis-Interaktion gesellschaftlich geordnetes Wissen unmittelbar internalisieren und (re-)produzieren, legitimieren sich Institutionen, Ordnungen und Normen durch Inhalt und Art verschiedener Erzählungen oder kommunikativer Rituale. Damit wird gewährleistet, dass gesellschaftliche Ordnungen in materieller, hierarchischer und ideologischer Hinsicht auch über die Erfahrungs- und Handlungszusammenhänge des Einzelnen hinaus relativ stabil bleiben.

Zieht man das epistemologische Grundmodell heran, dann stellt der soziale Konstruktivismus zunächst einen erheblichen Fortschritt dar, weil er die zirkulierenden Wissensbestände als Transmissionsriemen zwischen Subjekt und Gesellschaft bestimmt. Damit wird a) die hermetische Trennung von innen und außen (als genuin unterschiedliche Substanzen) unterlaufen sowie b) das Problem der universellen Garantie von Korrespondenz aufgelöst. Kritisch bleibt allerdings anzumerken, dass Berger und Luckmann das epistemologische Problem in gewisser Hinsicht nur umschiffen bzw. lediglich „von der Seite her“ betrachten (Knorr-Cetina, 1989: 88), weil sie ausschließlich das in letzter Konsequenz subjektive Wissen als in unterschiedlichen Prozessen gehärtetes Baumaterial der sozialen Wirklichkeit beschreiben. Dadurch müssen die sozial, zeitlich, räumlich und materiell variierenden Momente der Wirklichkeitsproduktion analytisch immer schon voraus- oder mit den Härtingsprozessen gleichgesetzt werden (ebd.). Die empirische Analyse ist damit nicht hinreichend sensibel für hierarchische Machtstrukturen in Situationen reziproker Typisierung (Externalisierung des Wissens), gegenüber spezifischen technischen Infrastrukturen bei der Institutionalisierung von Wissen (Objektivierung und Legitimierung von Wissen) oder etwa für sozioökonomisch ungleiche Sozialisationsbedingungen (Internalisierung des Wissens).

Diese „ontologische Färbung“ (ebd.: 87) scheint bereits durch die Abfolge der Argumentationsschritte, insbesondere die fehlende kontinuierliche Verschränkung „objektiver und subjektiver Wirklichkeitsordnungen“ hindurch. So wird im Anschluss an die sozialphänomenologische Diskussion intentionalen Bewusstseins (Berger & Luckmann, 2004: 21-31) Sozialität erst als objektive Wirklichkeit beschrieben und diese anschließend als Voraussetzung – insbesondere in Gestalt von Alltagsroutinen und Interaktionen mit anderen Individuen als Träger sozialer Rollen (ebd.: 159ff.) – für die Beschreibung als subjektive Wirklichkeit genutzt. Es sind gewissermaßen zwei Argumentationslinien, die gesellschaftliche Wirklichkeit einmal top-down und einmal bottom-up beschreiben. Sowohl der Analysegegenstand (dialektischer Härtingsprozess des Wissens) als auch der Analyseweg (von der Einzelhandlung des Subjekts zur gehärteten Sozialordnung und zurück) sind somit zementiert. Diese Festlegung von Analyseweg und -ziel ermöglicht es, weder die konkrete, variierende Gestalt der Reproduktionsprozesse selbst in den Blick zu nehmen (z. B. die oben beschriebene Verquickung mit Technologien oder deren Kopplung an gesellschaftliche Hierarchien und ökonomische Ungleichheiten), noch eine Problemzentrierung, die mittels weiterführender skalier- und zentrierbarer Analysen vertieft, kontextualisiert oder historisiert werden kann. Die Analyse des Sozialkonstruktivismus ist mit anderen Worten grundsätzlich „generell“ (Knorr-Cetina, 1989: 88) und dadurch dem Konkreten und Einzelnen gegenüber unsensibel.

Die Analyse ist außerdem wenig selbstreflexiv, weil es innerhalb der Dialektik des Wissens keinen Ansatzpunkt gibt, um nach relationalen und variierenden Eigenschaften

der „Wissensproduktion“ zu fragen. Ob und welche gesellschaftlichen Bedingungen die Veränderung oder Reproduktion des „vortheoretischen Rezeptwissens“ (Berger & Luckmann, 2004: 44) begünstigen, welchen Einfluss soziale, technische und ökonomische Entwicklungen auf die unterschiedlichen Härtungsprozesse selbst haben, ob diese sich historisch und kulturell unterscheiden und welche Folgen all dies für die jeweilige Konstruktion der Wirklichkeit, ihre Beständigkeit und Veränderbarkeit hat, ist allein mit den Mitteln der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ nicht zu klären. Auch in konzeptioneller Hinsicht, gewissermaßen „innerhalb“ der Dialektik des Wissens, ergeben sich analytische Schwierigkeiten – insbesondere entlang der Mikro- und Makro-Dichotomie. So müssten bspw. die sozialen Konstruktionen natürlicher, ökonomischer und technischer Phänomene oder „Zwänge“ als objektive wie als subjektive Wissensbestände analysiert werden. Damit soll nun nicht auf das „Realismus-Problem“, also den bekannten Einwand, dass natürliche und technische Phänomene sozialkonstruktivistisch auch immer nur in sozialen Beschreibungskategorien, d. h. als Aspekte der je aktuellen sozialen Wirklichkeit erfasst werden können, angespielt werden. Der Punkt ist hier, dass etwa das *knowing how* zum Umgang mit neuen Medientechniken und -artefakten in den Kreislauf bzw. die Dialektik des Wissens eingespeist werden muss. An welchem Punkt dies geschehen soll, inwiefern dieses Rezeptwissen möglicherweise nicht neutral ist, weil etwa Artefakte und Techniken ökonomischen Kalkülen und Verwertungslogiken unterliegen, ist unklar. Dieser Mangel an Orientierung für genealogisch offene Rekonstruktionsarbeit potenziert sich, wenn man nach den Folgen oder der Art technisch basierter und ökonomisch geformter Wissensproduktionen oder Datenakkumulationen fragt.

Insgesamt besteht in Folge der „epistemologischen Skrupellosigkeit“ (Knorr-Cetina, 1989: 87) also die Gefahr, dass man mit der Annahme gesellschaftlich konstruierter Sozialordnungen beginnt, auf der konkret analytischen Ebene aber bei der Beschreibung neutraler Reproduktionszyklen von subjektiven und gesellschaftlichen Wissensbeständen stehenbleibt. Angesichts mehr oder minder alle gesellschaftlichen Felder umfassender sowie von globalen Medienstrukturen bis zu individuellen Kommunikationsroutinen reichender Mediatisierungsprozesse benötigt kritische Kommunikations- und Medienforschung deshalb weitere Impulse.

3. Inkorporierte Wissensformen und Materialität: Theorie und Analyse von Praktiken

Der Ruf nach weiteren Impulsen macht zwar keinen Hehl aus den Schwach- und Leerstellen des Sozialkonstruktivismus, bricht aber auch nicht mit ihm. Zwei Gründe hierfür sind hervorzuheben. So mag, *erstens*, der Sozialkonstruktivismus zwar epistemologisch „gefärbt“ sein, seine kritische Positionierung gegenüber korrespondenztheoretischen Ansätzen gilt es im Sinne des Erhalts einer sozialwissenschaftlichen Kritikfähigkeit allerdings zu wahren (normatives Argument). Zudem eignet sich die Kritik an der epistemologischen Färbung des Sozialkonstruktivismus hervorragend als Basis und Maßstab für die Entwicklung des praxistheoretischen Diskurses (analytisches Argument). Ebenso verursacht, *zweitens*, der Mangel an Sensibilität gegenüber konkreten Medien der Wissensproduktion (etwa vermachteten, ökonomisierten und mediatisierten Diskursen, Handlungsfeldern und -bedingungen) zwar analytisch ein gewisses Maß an Orientierungslosigkeit (Mangel genealogischer Analyseperspektiven) und hinterlässt empirisch stumpfe Instrumente (Reproduktionszyklus des Wissens). Die Orientierung an sozialen Beschreibungskategorien und Prozessen liefert allerdings einen wichtigen Anhaltspunkt für die Weiterentwicklung praxistheoretischer Überlegungen, insbesondere im Hinblick

auf die von diesen arg vernachlässigten Konzepte von Identität, Reflexion und Kritik (Alkemeyer et al., 2015: 12). Dies wäre sicherlich auch eine Voraussetzung für die Integration praxistheoretischer Überlegungen und Analysemodelle in die, mehrheitlich sozialphänomenologisch gegründete, kultursoziologische Kommunikationsforschung.

3.1 *Praxistheoretische Perspektive*

Die folgende Darstellung der praxistheoretischen Perspektive sowie zweier analytischer Modelle zum Umgang mit Materialität (ANT und boundary objects) orientiert sich an den sozialkonstruktivistischen „Schlüsselbegriffen“ *Wissen* und *Wirklichkeit* (Berger & Luckmann, 2004: 1). Die Argumentationsfolge ergibt sich aus den benannten Kritikpunkten. So geht es zunächst um die epistemologische Position der „flachen Ontologie“ (Schatzki, 2016) und die damit einhergehende Offerte einer genealogischen Analyseperspektive abseits der Mikro-Makro-Dichotomie. Anschließend stehen der Begriff und die Analyse von Materialität im Mittelpunkt. Ziel ist es zu zeigen, dass Artefakte und Techniken an der Produktion von Wissen und sozialer Wirklichkeit „aktiv“ beteiligt sind, die entsprechend sensible Analyse aber weder sozialtheoretisch neutral (in Opposition zum Sozialkonstruktivismus) noch erkenntnistheoretisch symmetrisch (in Opposition zur ANT) sein muss.

Obwohl sich der Sozialkonstruktivismus aufgrund seiner soziologischen Orientierung vom cartesianischen Dualismus bereits entfernt hat – und damit durchaus in die „sozialphänomenologische De-zentrierung des Subjekts“ (Reckwitz, 2008) einzureihen wäre – ist die dezidierte Opposition zur korrespondenztheoretischen Epistemologie für Praxistheorien geradezu identitätsstiftend (Schatzki 1996, 2001a, b; Schäfer, 2016). Zudem argumentieren beide kulturtheoretisch, insofern sie Wissen als zentralen Erkenntnisgegenstand bestimmen (die eng verwandte historische Genese wurde bereits angesprochen). Dieses Wissen wird, und hier beginnen die Unterschiede, allerdings nicht in subjektive und gesellschaftliche Aggregatzustände gesplittet und in jeweils einer dieser Sphären verankert, sondern unmittelbar an den praktischen Vollzug gebunden. Die Formulierung der Praxis als zentraler Kategorie verweigert der sozialwissenschaftlichen Analyse damit die Option der Dekontextualisierung des Wissens von den konkreten Situationen, Akteurskonstellationen, Relevanzrahmen und technischen Settings. Praktiken zu analysieren, bedeutet nicht nur einen Wechsel der theoretischen Grundkategorie („die Handlung“ oder „die Struktur“), sondern auch einen Bruch mit dem dominierenden essentialistischen und positivistischen Forschungsstil (Dreyfus, 1995: 4-9). Oder positiv gewendet: Die Analyse von Praktiken ist gleichbedeutend mit der Einnahme einer genuin „rekursiven und reliablen“ (Pentzold, 2015: 231f.), „kontextuellen und relationalen Forschungshaltung“ (Schäfer, 2016: 13). Im Mittelpunkt steht deshalb zunächst die Diskussion des Wissens entlang der Mikro-Makro-Dichotomie.

Obgleich es weder die eine Praxistheorie gibt, noch sich der praxistheoretische Diskurs insgesamt durch Homogenität auszeichnet (Alkemeyer et al., 2015; Schäfer, 2016), sind die unterschiedlichen Ausführungen hinsichtlich der epistemologischen Position einer „flachen Ontologie“ konsistent (Schatzki, 2016: 30f.). Gegenstand praxistheoretischer Analysen ist eine Sozialität, die als räumlich unterschiedlich weit ausgestrecktes und sich zeitlich (historisch) veränderndes *Zusammenspiel von Praktiken und materiellen Arrangements* verstanden wird (ebd.: 32-34). *Praktiken* bezeichnen dabei einen „temporally unfolding and spatially dispersed nexus of doings and sayings“ (Schatzki, 1996: 89). Sie bestehen aber nicht aus kontingenten oder assoziativen Verknüpfungen (wie in der erkenntnistheoretisch symmetrischen Variante Latours), sondern sind durch

einen gemeinsamen „pool of understandings, a set of rules, and a teleoaffective structure“ (ders., 2001: 53) geordnet.

Mit diesem „gemeinsamen Verständnis“, den gesellschaftlich-kulturell tradierten „Regeln“ und der „teleoaffectiven Struktur“ von Praktiken ist ein Wissen angesprochen, das räumlich (disperse und integrative Praktiken; lokal und global) und zeitlich (Stabilität und Performation; Reproduktion und Veränderung) variiert. Dieses Wissen ist zudem Voraussetzung für Intellegibilität, für Sinn und Bedeutung, aber es ist nicht zwingend bewusst, reflektiert und rational. Praktiken sind damit, im Gegensatz zu manchen Konzepten von Handlungen, nicht rein teleologisch aufgebaut. Die Analyse von Sinn und Bedeutung privilegiert nicht allein die subjektiven Intentionen oder kalkulierten Motive, sondern berücksichtigt neben Zwecken und Zielen auch inkorporierte Affekte und Routinen.

Sodann zielen die *materiellen Arrangements* auf Konstellationen von „Menschen, Organismen, Artefakten und natürlichen Dingen“ (Schatzki, 2016: 33). Praktiken und Arrangements sind wechselseitig miteinander verschränkt insofern „1) Praktiken materielle Arrangements hervorbringen, gebrauchen, verändern, auf sie gerichtet oder untrennbar mit ihnen verbunden sind und 2) Arrangements Praktiken ausrichten, präfigurieren und ermöglichen.“ (ebd.)

Die Produktion sozialer Wirklichkeit bzw. die Zirkulation des Wissens unterscheidet sich so bezüglich der Relationen zwischen Praktiken und Arrangements (z. B. Gebrauch, Präfiguration, Beschränkung, Intentionalität) als auch deren Komplexität im Sinne von Quantität und Homogenität verbundener Praktiken und Arrangements (z. B. das morgendliche Lesen einer Zeitung gegenüber der kooperativen und organisierten, journalistischen, ökonomischen und technischen Produktionspraxis). Wissen unterscheidet sich in der praxistheoretischen Perspektive also nicht aufgrund der genuinen Zugehörigkeit zu einer Wirklichkeitsebene (Mikro oder Makro) oder eines distinkten Ursprungsorts (Subjekt oder Gesellschaft). Seine Analyse kann sich deshalb auch nicht in der Beschreibung von Härtungsprozessen erschöpfen, sondern muss das je konkrete Zusammenspiel von Praktik und materiellem Arrangement genauso berücksichtigen wie dessen zeitliche (historische) Entwicklung und variierende räumliche Verteilung. Zeit und Raum sind für die Analyse von Praktiken also keine bloß fakultativen und additiven Kategorien, sondern in Form von Prozessen, Entwicklungen und Verteilungen konstitutiv. Praxistheoretische Analysen sind deshalb genuin prozessorientiert.

Die Verweigerungshaltung gegenüber der Mikro-Makro-Dichotomie bedeutet allerdings nicht (wie es Latour mitunter erscheinen lässt), dass sozial produziertes Wissen keine unterscheidbaren Aggregate aufweise oder die Prozesse der Institutionalisierung und Sozialisation irrelevant wären. Es meint, dass alle sozialen Phänomene „auf einer Ebene liegen“, d. h. die „[v]ermeyntlich übergeordnete[n] oder globale[n] [...] denselben Aufbau [haben, P.G.] wie Mikro- oder lokale Phänomene“ (Schatzki, 2016: 34). Die *Zusammenspiele von Praktiken und materiellen Arrangements* werden also weder von der teleologischen Handlung eines Subjekts ausgedacht, noch nach Ebenen und Ursprungsarten differenziert. Ihre Beschreibung erfolgt demgegenüber im Hinblick auf räumliche Verteilung, zeitliche Entwicklung, Reichweite und Komplexität oder Dispersion und Integration. Die stets konkrete und prozessorientierte bzw. „kontextuelle und relationale“ (Schäfer, 2016: 13) Analyse verneint damit einen Gegensatz von „Mikro“ und „Makro“ und lehnt auch Positionen ab, nach denen Phänomene auf der einen Ebene logisch aus jenen auf der anderen hervorgehen, also z. B. die häufig zu beobachtende Annahme, dass Makrophänomene logisch aus Mikrophänomenen hervorgehen (Schatzki, 2016: 34f.).

Orientiert man sich an den Kritikpunkten am Sozialkonstruktivismus, drängt sich die Frage auf, wie sich das Zusammenspiel von Praktiken und materiellen Arrangements verstehen lässt, wenn man die Wissensbestände und deren Einsatz bzw. Bezugnahme seitens der Akteure in den Fokus rückt.

Praxistheoretiker stellen verkörperte, implizite Formen des Wissens in den Vordergrund. So werden Praktiken durch einen „common pool of understandings“ und ein „set of rules“ zusammengehalten (Schatzki, 2001b: 53). Sie weisen zudem eine „teleoaffektive Struktur“ auf. Sinn und Bedeutung von einzelnen, dadurch auch unterscheidbaren Praktiken ergibt sich demnach immer aus dem jeweiligen Verhältnis zwischen geteilten „Wissensrepertoires und -kompetenzen“ (Hörning 2001) und ihrem konkreten Vollzug. Die räumlich, zeitlich und sozial konkrete Anwendung oder „Aufführung“ inkorporierten Wissens ist hier aber kein Strukturabdruck oder das Ergebnis einer rationalen Wahl. Praktiken sind „practical intelligible“ in dem Sinn, dass Menschen „[are] almost always performing bodily doings that, in the current circumstances, constitute the actions that make sense to them to perform.“ (Schatzki, 2001b: 47) Das heißt aber nicht, dass der praktische Vollzug selbst von Zielen und Zwecken der Menschen losgelöst oder kontingent wäre. Er ergibt sich auch nicht aus egalitären Assoziationen, d. h. unterschiedslosen Verknüpfungen interessen-, ziel- und machtsloser Menschen mit natürlichen und technischen Dingen (wie in der ANT). Was Menschen tun ist weder zufällig noch vorherbestimmt, sondern „gouverned by what makes sense to them to do“ (ebd.: 54). Was in einer spezifischen Situation Sinn macht, ergibt sich daraus, „how things stand or are going for that person in his or her involvement in the world“ (ebd.: 49). Praktiken ziehen Sinn und Bedeutung also aus den musterhaften Aktualisierungen kollektiver, kultureller Wissensordnungen vor dem Hintergrund, wie „man“ es gewöhnlicher Weise tut, es „normal“ ist. Durch diese Orientierung am „man“, an „Normalität“ bzw. „kulturellen Mustern“ und ihrer Genese wird zudem das Problem des „Situationalismus“ einiger interaktionistischer Ansätze zur Bedeutungskonstitution, der „Überbetonung“ direkter dyadischer Kommunikationssituationen umgangen (vgl. Gentzel, 2017).

Der analytische Fluchtpunkt von Praktiken liegt also weder in den monadischen Ideen und rational gewählten Motiven noch in der einen singulären, universellen Struktur als Souverän sozialer Handlung und Ordnung (zur rekonstruktiven Formation der Praxistheorien als „Konvergenzbewegung“ von sozialphänomenologischer „Dezentralisierung des Subjekts“ und poststrukturalistischer „Entmystifizierung der Struktur“ vgl. Reckwitz, 2003 und 2008; Gentzel, 2015: 29-72). Praxistheorien sprechen damit Wissen als kulturell tradiertes, verkörpert *knowing how* oder als „Geflogenheiten“ an, ohne es gegen Zwecke und Intentionen auszuspielen. Das praxistheoretisch zu analysierende Wissen umschließt demnach den „praktischen Sinn“ (H. Garfinkel) oder das „praktische Bewusstsein“ (A. Giddens) ebenso wie individuelle, situative Ziele und Zwecke. Durch die Bindung an den konkreten Vollzug umfasst verkörpertes Wissen zudem die vom rationalen Subjekt nur schwer kontrollierbaren Affekte, Stimmungen und Emotionen. Obgleich Praktiken also immer bedeutungsvoll, subjektiv und zumeist auch in den Interaktionsordnungen intersubjektiv sinnvoll sind, bedeuten diese Wissensformen und ihre Bezugnahme, ihr „teleoaffektiver“ Einsatz, also eine Aufweichung der hegemonialen Verfügungsgewalt des individuellen, reflektierenden Bewusstseins.

Im Zentrum der praxistheoretischen Analyse steht das Zusammenspiel von *Praktiken* und *materiellen Arrangements*. Neben den *inkorporierten* Wissensformen und der *teleoaffektiven* Bezugnahme auf diese geht es immer auch um die Bedeutung von Technologien und Natur. Gegenüber klassischen Handlungstheorien relativieren die Praxistheorien die „anthropologische Distinktion des Handelns vom Verhalten“ (im An-

schluss an Max Weber) und verfolgen damit eine „Konzeption des Handelns als *Koaktivität*, die eine Öffnung für Artefakte als Partizipanden des Handelns erlaubt“ (Hirschauer, 2016: 45, Hervorhebungen im Original). Die Betonung der inkorporierten Wissensrepertoires und -kompetenzen sowie der kontextuellen und relationalen Analyse legt ein *auch* emotionales und empfindsames Individuum nahe, das sich in einer Situation „bloß“ affektiv verhält und in anderen Situationen rational kalkuliert handelt. Sie bedeutet zudem auch die grundlegende Öffnung der Handlung für die involvierten technischen, natürlichen und ideellen Dinge – obgleich diese zumeist nur so „schwach [handeln], wie Kleidungsstücke >kommunizieren<“ (ebd.: 53).

Diese Ansätze um „abgesenkte Aktivitätsniveaus“ (ebd.), „shared intentionality“ (Tomasello, 2008) oder „verteilte Handlungserklärungen“ (Henion, 2013) beruhen – im Unterschied zur heutigen Form der ANT – auf geteilten Wissensrepertoires und -kompetenzen und deren sinn- und bedeutungsvoller Aktualisierung. Sie tragen also dem Umstand Rechnung, dass „man“ praktisch immer von Dingen, Menschen und Möglichkeiten umgeben ist, die situativ eine Rolle spielen, allerdings in unterschiedlicher Form und Macht. Artefakte und Techniken können damit sowohl aktiv gestalt- und ergreifbare Möglichkeitshorizonte und Handlungsspielräume eröffnen oder diese erweitern, als auch den Zwang verstärken, sich zu „Kommunikationsmächten“ (Reichert, 2009) verhalten zu müssen oder bestimmte Situationen durch bloßes Erdulden und Verweilen aufzulösen. So gesehen ist in der Praxistheorie nicht nur das handelnde Subjekt „tätig“, und die Situationsdefinition ergibt sich nicht nur aus individuellem Willen oder ko-präsenten, dyadischer Interaktion. Die Berücksichtigung inkorporierter Wissensformen und der „passiven“ Bezugnahmen auf diese versucht analytisch die „Geländer“ oder „Krückstöcke“ (Hirschauer, 2016: 50ff.) von Handlungen, zu denen soziale und kommunikative Mächte genauso wie leblose Techniken gehören, besser in den Begriff zu bekommen. Damit verbunden sind gleichsam Möglichkeiten des „Skalierens“ (Hepp & Hasebrink, 2013), „Zoomens“ (Hirschauer, 2016: 63) und „De-zentrierens“ (Couldry 2004: 116ff.) von Kommunikations- und Medienanalysen.

3.2 Zur sozialwissenschaftlichen Analyse von Materialität

Abschließend wird die Diskussion um die derzeit wohl prominentesten Modelle zur Analyse der Materialität von Wissensproduktion, des „Zusammenspiels von Praktiken und materiellen Arrangements“ bzw. der „Artefakte als Partizipanden des Tuns“ zentriert. Als Basis dient die bisher entwickelte, sozialwissenschaftlich sensible und epistemologisch klare praxistheoretische Position.

Akteur-Netzwerk-Theorie

Die ANT entwickelte sich aus einem ähnlichen Erkenntnisinteresse wie der Sozialkonstruktivismus, nämlich aus der Frage, wie (wissenschaftliches) Wissen produziert wird und welche Härtingsprozesse zu dessen vermeintlich naturalistischer, objektiver Erscheinungsform führen (Latour & Woolgar 1979; Krauss, 2010: 598; Wieser, 2004: 94). Im Gegensatz zu Berger und Luckmann ist Latour analytisch gesehen eher Ethnologe, d. h. er setzt direkt in der empirischen Situation an und beobachtet Einsatz und Emergenz v. a. praktischen Wissens (etwa im Sinne H. Garfinkels „skillfull practices“). Auch er sucht also einen Weg, Kategorien und Differenzierungen nicht von außen heranzutragen, sondern genealogisch zu beschreiben und damit zwischen oder in die tradierten „Erklärungscontainer“ Natur und Kultur, Individuum und Sozialität zu gelangen (u. a. Latour, 1996: 383). Die methodische Orientierung an der Ethnologie flankiert Latour mit einem

stark semiotisch inspirierten Begriffsapparat: So gehen etwa die „Übersetzungen“ und „Aktanten“ auf die Arbeiten Michel Serres zurück (Passoth, 2010: 312).

Diese Überlegungen werden von einer äußerst vollmundig vorgetragenen epistemologischen Position gerahmt, die Latour aus dem wissenssoziologischen Programm D. Bloor ableitet. Unter dem Signet der *radikalen Symmetrie* wurde und wird diese in verschiedensten Disziplinen heftig kritisiert (zur ANT im kommunikationswissenschaftlichen Forschungskontext vgl. Gentzel, 2015: 114ff.). Epistemologisch egalitär eingestellt und mit einem auf Performance ausgerichteten Begriffsapparat ausgestattet, analysiert Latour die Fabrikation von Wissen – etwa in infrastrukturell gegliederten Laboratorien (Latour und Woolgar, 1979: 27ff.) oder im Diskurs naturwissenschaftlicher Expertisen (ebd.: 54ff.). Im ersten Schritt werden dafür alle Arbeitsroutinen, Prämissen, Verfahren, Methoden, Ideologien, Techniken, Artefakte und Ziele identifiziert und gleichberechtigt behandelt. In der ANT wird also zunächst jedes Element empirischer Situationen der Wissenskonstruktion, der einzelne Forscher, ein Mikroskop, ein wissenschaftlicher Text oder ein untersuchtes Bakterium, gleichermaßen und gleichberechtigt im Netzwerk festgehalten, denn „die ANT beschreibt [ontologisch gleichberechtigte, P.G.] Mediatoren: Übersetzer, Veränderer, Verschieber, Transformatoren“ und keine bereits außerhalb des Netzwerks vorhandenen und beschriebenen Entitäten oder Kategorien (Latour, 2007: 107f.). Die Konstruktion der Wirklichkeit besteht in der ANT damit aus gleichberechtigten Verknüpfungen und Übersetzungen in zahllosen, unterschiedlichen und teilweise überlappenden Netzwerken.

Wie Latour überzeugend aufzeigen kann, sind Formen der Wissensproduktion mittels Artefakten und Techniken durch massive Härtingsprozesse, sog. *blackboxing*, gekennzeichnet. Denn die Integration von Apparaten, Instrumenten und Medien schließt immer auch Standardisierungsleistungen – sog. „immutabel mobiles“ (Latour, 2006) – etwa aufgrund einer vorgefertigten Infrastruktur oder einer an spezifischer Funktionalität ausgerichteten Organisationsform ein. Diese Integration von Artefakten festigt somit auch bestimmte Netzwerkrelationen und wirkt dadurch naturalisierend und objektivierend. Das bedeutet: Konstitution und Relationen des konkreten Netzwerks der Wissensproduktion verschwinden vollständig aus der Wahrnehmung, aus dem Feld der Sichtbarkeit (Krauss, 2010: 601f.; Couldry, 2006: 108f.).

Die vielfältigen Analysen der ANT zeigen so, dass materielle Settings nicht neutral sind und Dinge nur „einfach und irgendwie“ in die soziale Produktion von Wissen integriert werden. Folgt man der ANT, wird sich die gesellschaftliche Produktion und Distribution von Wissen im Zuge tiefgreifender Mediatisationsprozesse ändern, weil die voranschreitende Digitalisierung von Infrastrukturen bzw. die Einbindung technisch verfasster Medien in immer mehr kommunikative Praktiken die Härtingsgrade des Wissens verändert. Analytisch ist die ANT damit äußerst instruktiv, weil sie die Schranken und Gefahren eines Verständnisses von Medien als neutrale „Kanäle“, als teilnahmslose „inaktive“ technische Infrastrukturen aufzeigt. Ein Medium ist keine neutrale Technik und sollte deshalb auch nicht analytisch „zentral“ gesetzt werden in dem Sinne, dass Produktion oder Rezeption empirisch abgekoppelt und isoliert analysiert werden. Die ANT legt ein Verständnis von Medien als technisch verfassten Infrastrukturen, Platt- oder Organisationsformen nahe, in dessen Folge Bedeutungen nicht nur übertragen oder versendet, sondern auch transformiert und modelliert werden – und das nicht allein in der einzelnen Produktions- und Rezeptionssituation.

Sozialtheoretisch hilft die ANT, nimmt man die teilweise deutlich polemisch vorgebrachte epistemologische Positionierung ernst, allerdings kaum weiter. Wie schon bei Berger und Luckmann lässt sich die Ursache dafür im erkenntnistheoretischen Funda-

ment verorten: Die ANT setzt eine als in jeder Hinsicht neutral postulierte Empirie mit Epistemologie gleich, d. h. Theorie und Methodologie, Ontologie, Epistemologie und Empirie fallen in der ANT zusammen (Krauss, 2010: 608). Sie ist im Grunde eine Heuristik, die das Zeichnen detaillierter und singulärer Netzwerkkarten anleitet – und keine Theorie (Schüttpelz, 2008). Im Gegensatz zur praxistheoretischen Perspektive existieren ausschließlich *materielle settings* (im Sinne Schatzkis). Ein Äquivalent zu den Praktiken, d. h. zur situativen, rational teleologischen sowie emotional und affektiven Bezugnahme eines Menschen auf kollektive Wissensrepertoires und -kompetenzen bzw. auf kulturell zirkulierende Bedeutungen fehlt.

Während Praxistheorien einen Weg suchen, Materialität analytisch zu integrieren, indem sie Aktivitätsniveaus differenzieren (Hirschauer 2016), setzt die ANT die soziale Wirklichkeit „ausschließlich aus Assoziationen zusammen“ (Schatzki, 2016: 34). Das ist kommunikationswissenschaftlich gleich doppelt problematisch, weil sich die ANT folglich weder um einen Handlungsbegriff noch um einen Kulturbegriff bemüht (Couldry, 2006: 110) – obwohl sie ursprünglich entlang pragmatistischer Überlegungen (z. B. William James Figur der „pragmata“ oder John Deweys „concerns“, vgl. Henion, 2013) entwickelt wurde. Sie bricht mit den kultur- und praxistheoretischen Wegen aber jeweils an den Punkten, an denen Unterscheidungen angebracht sind: Zwischen starken, machtvollen und schwachen, machtlosen Akteuren oder Dingen und zwischen Relationen oder sozialen Beziehungen – z. B. physikalische Kausalität, mechanische Wirksamkeit, sozioökonomische Abhängigkeit, strategisches Verhalten, empathischer Nachvollzug, rationales und zielgerichtetes Handeln oder ungewolltes triebhaftes und affektives Verhalten (Couldry, 2006: 109ff.; Henion, 2013: 14ff.). Die ANT verharrt damit in der Beschreibung von Netzwerken, deren Transformationen sich lediglich als Veränderungen der Netzwerkrelationen von einem Analysezeitpunkt zum anderen darstellen lassen. Es ergibt weder Sinn, nach (vermeintlich „äußeren“ z. B. ökonomischen oder machtbefugten) Gründen für Entwicklungen zu fragen, noch sind Vor- und Nachteile von Veränderungen, die Formulierung von Alternativen im Hinblick auf gesellschaftliche (notwendig normative) Zielvorstellungen relevant. Auch die ganz eigene Qualität etwa dialektischer Prozesse können die singulären Netzwerkkarten nicht erfassen, weil Latour der Zeitlichkeit insgesamt keinen adäquaten Platz einräumt (Couldry, 2006: 108). Die Frage, was mit einmal stabilisierten Netzwerken eigentlich passiert, ist mit den Mitteln der ANT nicht zu beantworten. Deshalb bleibt auch vollkommen unklar ob und wie die Netzwerkkarten in den Kulturkreislauf der Bedeutungsveränderung und -stabilisierung integriert sind, ob die *modernen* „Monster“, „Hybriden“ oder „Black Boxen“ (Latour, 2002) gesellschaftliche Ungleichheit stabilisieren, Konsum und Kommerzialisierung katalysieren oder Alternativen aufzeigen helfen (Gentzel, 2015: 114ff.).

Kritik lässt sich mit der ANT sehr überzeugend und sehr laut gegenüber (wissenschaftlichen) funktionalistischen und essentialistischen Positionen formulieren, die etwa das Soziale oder die Gesellschaft voraussetzen und vermeintlich gegebene Natur-, Technik- und Sachzwänge ins Feld führen. Zu Fragen individueller und kollektiver Gestaltungs- und Handlungsmacht bleibt sie stumm. Trotz der analytischen Instruktivität fällt die ANT im Hinblick auf das sozialtheoretische Leistungsvermögen damit hinter den Sozialkonstruktivismus zurück.

Boundary Objects

Ein Analysemodell, das insbesondere im Hinblick auf Medien, die zwar immer auch, aber niemals nur technisch sind, als instruktiv erscheint, stammt aus dem Umfeld der Science and Technology Studies (STS) bzw. des „empirischen Konstruktivismus“

(Knorr-Cetina 1989). Die STS sind ein interdisziplinäres und internationales Forschungsfeld, das empirische und konzeptionelle Arbeiten zur Produziertheit von Wissen und Technik versammelt und sich seit den 1970er Jahren stetig weiterentwickelt und institutionalisiert hat (Lengersdorf und Wieser, 2014: 3ff.). Weite Teile dieser Studien von „Wissen und Technik in Aktion“ (ebd.: 5) teilen dabei die „praxistheoretischen“ Prinzipien der Kontextualität und Relativität und verfügen zugleich über ein außerordentliches Maß an Reflexivität (Knorr-Cetina, 1989: 91).

Mit den *boundary objects* legte die Ethnologin Susan Leigh Star ein Analysemodell vor, das mittlerweile interdisziplinär und auf verschiedene Praxiszusammenhänge angewandt wird (Star, 2010). Ursprünglich untersuchte sie die Institutionalisierungsgeschichte von Naturkundemuseen in Amerika, die sich als ein scheinbar ungeordnetes Zusammenspiel heterogener Akteure, Interessen, Regelungen, technischen und natürlichen Objekten darstellt (Star und Griesemer 1989). Aus der empirischen Analyse heraus entwickelte sie mit diesen *boundary objects* eine Antwort auf die Frage, wie „Kooperation ohne Konsens“ möglich sei (ebd.). In der Folge wurde das Konzept, das analytisch auf eine Methodenkombination aus teilnehmender Beobachtung (der Ansammlung unterschiedlicher Arbeitsweisen, Ideen, Artefakte, Handlungsziele und -rationalitäten) und Befragung (der involvierten Akteure) setzt, auf eine Reihe weiterer Praxiszusammenhänge übertragen (Star, 2010).

Heute werden die *boundary objects* als generalisiertes Analyseverfahren für Praxiszusammenhänge verwendet, bei denen technische Artefakte und standardisierte Arbeitsabläufe in kooperativ gestalteten Arbeitsumgebungen eine bedeutende Rolle spielen. In diesen Grenzobjekten treffen demnach „several intersecting social worlds“ (Star und Griesemer, 1989: 393) samt differenten Routinen, Akteuren, Techniken, Interessen und Rationalitäten zusammen. Grenzobjekte sind damit „simultaneously concrete and abstract, specific and general, conventionalized and customized“ (ebd.). Sie sind charakterisiert durch 1) interpretative Flexibilität, 2) eine bestimmte materielle oder institutionelle Struktur sowie durch 3) Skalierbarkeit, d. h. zugleich mikro-, meso- und makrodimensionale Reichweite (Star 2010: 602ff.). Grenzobjekte ermöglichen also „Kooperation ohne Konsens“, weil sie einerseits aufgrund ihrer Flexibilität und Gestaltbarkeit unterschiedlich benutzt werden können, andererseits „robust“ genug sind „to maintain a common identity across sites“ (Star & Griesemer, 1989: 393).

Sowohl Star (2010: 613) selbst als auch eine Reihe von Medienwissenschaftlern (u. a. Schüttpelz, 2016) betonen das Potenzial dieses Verfahrens für die Analyse von Kooperations- und Kommunikationsformen in sich wandelnden Medienumgebungen. Das Innovationspotenzial dieser Analysemethode resultiert aus der Orientierung auf die sozial, räumlich und zeitlich verteilten kooperativen Aspekte von Kommunikationspraktiken. Dadurch ist die Analyse mediatisierter Kommunikationspraktiken nicht nur auf die Addition von Rezeption und Produktion beschränkt, sondern kann die fortlaufenden, un abgeschlossenen Konstruktionsprozesse digitaler Medien ebenso verfolgen wie die Aktualisierungsmuster der angekoppelten Kommunikationspraktiken. Gegenüber traditionellen Analysen situativer, um singuläre Medien zentrierter kommunikativer Handlungen im Sinne der Nutzung oder Produktion von Inhalten wird damit die kooperative Dimension von Kommunikation genauso beleuchtet wie der infrastrukturelle Charakter von Medien. Dadurch wird auch der analytische Zugriff auf Medien erweitert, weil diese in unterschiedlichen Praxiszusammenhängen beschrieben werden und so die „flexiblen“ und „robusten“ Eigenschaften der Artefakte, Infrastrukturen oder Organisationsformen deutlicher zu Tage treten.

Im Angesicht umfassender Mediatisierungsprozesse infolge der Digitalisierung werden so Analysen jenseits der tradierten Trennungslinien zwischen „Rezeption und Produktion“, „Telekommunikation und Interaktion“ oder „Information und Materie“ (Schüttpelz, 2016: 2) angeregt, die die kleinen und großen Folgen für Kultur und Gesellschaft, Wissen und Wirklichkeit in den Blick bekommen können. Zudem könnte so dem prozessualen Charakter, der sich verändernden Gestalt und sich wandelnden kulturellen und sozialen Funktionen eines Mediums sowie der unterschiedlichen Verteilung von Kommunikationspraktiken mittels skalierbarer Analyse Reichweiten Rechnung getragen werden. Auf diese Weise könnte die *Black Box* Medien geöffnet und eine adäquat kritische Forschung entwickelt werden – etwa mit Blick auf den *datentreibenden* Charakter bzw. die katalysierende Funktion der Medien für Quantifizierungsprozesse. Schließlich versprechen Medienanalysen, die sich der Beobachtung von Unterschieden und Gemeinsamkeiten der äußerst heterogenen Akteursinteressen und Handlungslogiken, der Produktions- und Aneignungspraktiken verschreiben, instruktive Anhaltspunkte, um die unterschiedlichen technischen oder systemischen Medienbegriffe grundlegend zu reflektieren.

4. Zusammenfassung und Ausblick

Den Ausgangspunkt dieses Beitrags bildet die Beobachtung, dass die Analyse sozialer Wirklichkeit im sozialwissenschaftlichen Feld gegenwärtig häufiger anhand von Konzepten der „practice“ oder „agency“ und weniger innerhalb des konstruktivistischen Paradigmas erfolgt. Aus Sicht der Kommunikationswissenschaft, die sich selbst als Integrationswissenschaft versteht und seit ihrer Institutionalisierung Theorien aus anderen Disziplinen importiert und adaptiert, drängt sich daher eine kritische Auseinandersetzung mit konstruktivistischen und praxistheoretischen Argumenten auf.

Um den für eine solche Diskussion notwendig transdisziplinären Zugang zu gewährleisten, wurde der Konstruktivismus anhand seiner epistemologischen Position bestimmt, in Opposition zum cartesianischen Dualismus gesetzt und nach *Spielarten* (Knorr-Cetina, 1989) unterschieden. Im Hinblick auf disziplinär bedeutsame Fragestellungen im Wechselverhältnis von Kommunikation, Medien, Kultur und Gesellschaft erwies sich dabei der Sozialkonstruktivismus im Anschluss an Berger und Luckmann als elaborierteste Variante. Gleichwohl wurde diesem eine epistemologische *Färbung* sowie teilweise *skrupellose* Argumentation und *generelle* Analyseperspektive attestiert (ebd.). Im Lichte aktueller kulturtheoretischer Entwicklungen zeigten sich zudem Defizite bei der Konzeptualisierung *inkorporierter Wissensformen* und *Materialität*.

Die praxistheoretische Position wurde epistemologisch als *flache Ontologie* beschrieben und deren sozialtheoretische Argumentation anhand Berger und Luckmanns *Schlüsselbegriffen Wissen und Wirklichkeit* entfaltet. Zentrale Unterschiede zeigten sich insbesondere im Verhältnis von Wissen, Subjektivität und Handlung (inkorporierte Formen, teleoaffektive Struktur, unterschiedliche Aktivitätsniveaus). So öffnen die Praxistheorien der sozialwissenschaftlichen Analyse instruktive Wege abseits der Mikro-Makro-Dichotomie und im Hinblick auf den Einbezug natürlicher und technischer Objekte – allerdings bleiben sie analytisch vage.

Um diese Leerstelle zu schließen, wurden mit der *ANT* Latours und den *Boundary Objects* Stars aus dem Umfeld der *Science and Technology Studies* zwei entsprechend sensible Analysemodelle vorgestellt. So demonstriert Bruno Latour die Bedeutung technisierter Organisationsformen oder materieller Settings für die (Re-)Produktion von Wissen – etwa indem er deren Standardisierungsleistungen und Black-Boxing-Effekte beschreibt. Aufgrund ihrer *radikal symmetrischen* Epistemologie ist die ANT in ihrem

sozialwissenschaftlichen Leistungsvermögen allerdings arg eingeschränkt. Demgegenüber basiert Susan Leigh Stars Analysemodell der *Grenzobjekte* grundlegend auf sozialen Kategorien und fragt nach der Koordinierung menschlicher Aktivitäten mittels flexibler und robuster, veränderbarer und standardisierter Eigenschaften technischer Infrastrukturen und deren Rückwirkung auf die angeschlossenen Praktiken. Zudem ist die Analyse von Grenzobjekten grundlegend auf Prozesse der Institutionalisierung, Standardisierung und Veränderung ausgerichtet.

Der (Mehr-)Wert einer praxistheoretisch akzentuierten Kommunikations- und Medienforschung lässt sich nicht importieren oder von außen bestimmen. Er wird sich am Beitrag für die Weiterentwicklung eigener kommunikationswissenschaftlicher Fragestellungen, theoretischer und analytischer Modelle sowie den damit verbundenen Erkenntnisfortschritten erweisen lassen (Raabe, 2009). Eine entsprechende Prognose fällt daher schwer. Erstens, weil die disziplinäre Entwicklung dezidiert praxistheoretischer Argumentationen gerade erst am Anfang steht. Zweitens, weil es nicht ein geschlossenes praxistheoretisches Paket gibt, das man, für disziplinäre Forschung einsatzbereit, einfach nur auspacken müsste. Nicht zuletzt befinden sich Praxistheorien als spezifische Form der Kulturtheorie selbst noch im Werden und fordern erst einmal zur Bearbeitung grundlegender disziplinärer Konzepte auf.

Einen Überblick zu den primär zu bearbeitenden *theoretischen Herausforderungen* liefert etwa Johannes Raabe, wenn er auf die zu überdenkenden Konzepte von „Handlung, Kultur und Akteur“ hinweist sowie die „Zugänge zur Sozialanalyse“ im Sinne einer Verschränkung von Struktur- und Handlungsdimension und das „Verständnis sozialer Praxis“ z. B. bezüglich der Unterscheidung von sozialen und kommunikativen Praktiken benennt (ebd.: 96-101). Christian Pentzold beschreibt weiterführende *analytische Perspektiven* praxistheoretischer Kommunikationsforschung. Er identifiziert: 1) den „Wandel kollektiver Mediennutzung“, der Medien als Handlungsressourcen statt externe Faktoren untersucht; 2) die „Konstitution häuslichen Medienumgangs“, im Sinne der Verflechtung alltäglicher Praktiken mit medialen Techniken anstelle der Analyse medialer Inhalte; 3) die „Ausgestaltung medialer Affordanzen“, die die wechselseitige Konstitution medialer Artefakte und mediatisierter Kommunikationspraktiken beschreibt (Pentzold, 2015: 236-241).

Instruktiv ist zudem der Hinweis des Medienwissenschaftlers Erhard Schüttpelz, dass mit der Analyse von Medien als „Infrastrukturen“ in kooperativen, nicht inhaltlich konsentierten Praxiszusammenhängen neue Perspektiven zur Erforschung von „Öffentlichkeit“ und „öffentlichen Medien“ einhergehen (Schüttpelz, 2016: 6-10). So konstituieren mediale Infrastrukturen einerseits zugleich regionale, nationale und globale Öffentlichkeiten, die unterschiedliche Themen und Diskurse, Akteure und Interessen verbinden. Andererseits entwickeln sich digitale Medienöffentlichkeiten nach anderen Regeln, Dynamiken und in Abhängigkeit von ganz anderen Hierarchien, als es in der klassisch massenmedialen Öffentlichkeit der Fall ist (ebd.).

Grundlage für die Bearbeitung der theoretischen Herausforderungen, die forschungspraktische Umsetzung der analytischen Perspektiven und die Bearbeitung der disziplinären Schlüsselbegriffe kommunikativer und medialer Öffentlichkeit ist jeweils die Entwicklung laborierter Konzepte zur Theorie und Analyse inkorporierter Wissensformen und Materialität. Diesbezüglich halten praxistheoretische Argumentationen instruktive Vorschläge bereit, die insbesondere der kultursoziologischen Kommunikations- und Medienforschung nahestehen. In einen solchen sozialtheoretisch fundierten Rahmen ließen sich Analysekonzepte zur Materialität aus den STS und einzelne Überlegungen aus der ANT integrieren. Sozialkonstruktivistisches Denken könnte einer sol-

chen Forschung helfen, eine dezidiert kritische Analyseperspektive zu entwickeln. So lassen sich beispielsweise einige der aktuellen Herausforderungen um *Datafizierung* (Publizistik, Heft 3 und 4/2016) als kritische Fragen reformulieren, etwa 1) nach dem Zusammenhang von Wissens- und Wirklichkeitsproduktion; 2) der räumlichen und zeitlichen Entwicklung konkreter Praktiken der Datenproduktion und -verwertung; 3) den involvierten, kooperierenden aber nicht konsentiert zusammenarbeitenden Akteuren sowie 4) nach den Folgen der Standardisierungsleistung durch digitale Daten für Medien und Öffentlichkeit.

Literatur

- Adolf, M. (2015). *Unboxing Mediatization Theory. Status and Future Directions of Mediatization Research*. Conference paper of „New Directions in Mediatization Research: Culture, Conflict and Organizations“, Copenhagen. https://www.researchgate.net/publication/282573160_Unboxing_Mediatization_Theory_Status_and_future_directions_of_Mediatization_research [19.04.2017].
- Alkemeyer, T., Schürmann, V. & Volbers, J. (2015). Einleitung: Anliegen des Bandes. In dies. (Hrsg.), *Praxis denken. Konzepte und Kritik* (S. 7–24). Wiesbaden: VS.
- Baumann, Z. (2003). *Flüchtige Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bedorf, T. (2015). Leibliche Praxis. Zum Körperbegriff der Praxistheorien. In Alkemeyer, T., Schürmann, V. & Volbers, J. (Hrsg.), *Praxis denken. Konzepte und Kritik* (S. 129–150). Wiesbaden: VS.
- Berger, P. L. & Luckmann, T. (2004). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie* (20. Aufl.). Frankfurt am Main: Fischer.
- Bloor, D. (1976). *Knowledge and Social Imagery*. London/Henley/Boston: Routledge and Kegan Paul.
- Bücher, K. (1917): Die Anfänge des Zeitungswesens. In ders., *Die Entstehung der Volkswirtschaft. Vorträge und Aufsätze. Erste Sammlung* (S. 229–260). Tübingen: Laupp.
- Couldry, N. (2004). Theorising Media as Practice. In *Social Semiotics*, 14(2), S. 115–132.
- Couldry, N. (2006). Akteur-Netzwerk-Theorie und Medien: Über Bedingungen und Grenzen von Konnektivitäten und Verbindungen. In Hepp, A., Krotz, F., Moores, S. & Winter, C. (Hrsg.), *Konnektivität, Netzwerk und Fluss. Konzepte gegenwärtiger Medien-, Kommunikations- und Kulturtheorie* (S. 107–117). Wiesbaden: VS.
- Descartes, R. (1994). *Meditationen über die Grundlagen der Philosophie*. Hamburg: Felix Meiner.
- Dreyfus, H. L. (1995). *Being-in-the-world. A Commentary on Heideggers 'Being and Time' Division I*. Cambridge: MIT Press.
- Gentzel, P. & Könen, E. (2012). Moderne Kommunikationswelten: von den „papiernen Fluten“ zur „Mediation of Everything“. Ein Beitrag zur disziplinär-kognitiven Identität des kommunikationswissenschaftlichen Forschungsfelds „mediatisierte Kommunikation“. In *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 60 (2), S. 197–217.
- Gentzel, P. (2015). *Praxistheorie und Mediatisierung. Grundlagen, Perspektiven und eine Kulturgeschichte der Mobilkommunikation*. Wiesbaden: VS.
- Gentzel, P. (2017). Zur Praxis sozialer Interaktion. Anmerkungen zur kulturellen und materiellen Dimension von Kommunikation und Medien. In Hoffmann, D., Krotz, F. & Reißmann, W. (Hrsg.), *Mediatisierung und Mediensozialisation: Prozesse – Räume – Praktiken* (S. 247–266). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Henion, A. (2013). Von einer Soziologie der Mediation zu einer Pragmatik des Attachements. Rückblick auf einen soziologischen Parcours innerhalb des CSI. In *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*, 4 (2), S. 11–35.
- Hepp, A. & Hasebrink, U. (2013). Human Interaction and Communicative Figurations. The Transformation of Mediatized Cultures and Societies. In *Communicative Figurations, Working Paper No. 1*. http://www.kommunikative-figurationen.de/fileadmin/redak_kofi/Arbeitspapiere/CoFi_EWP_No-2_Hepp_Hasebrink.pdf [19.04.2017].

- Hepp, A. (2016). Kommunikations- und Medienwissenschaft in datengetriebenen Zeiten. In *Publizistik*, 61 (3), S. 225–246.
- Hirschauer, S. (2016). Verhalten, Handeln, Interagieren. Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie. In Schäfer, H. (Hrsg.), *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm* (S. 45–67). Bielefeld: transcript.
- Hörning, K. H. & Reuter, J. (Hrsg.) (2004). *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: transcript.
- Hörning, K. H. (2001). *Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens*. Weilerswist: Velbrück.
- Jäckle, M. et al. (Hrsg.) (2016). *Doing Gender Discourse. Subjektivationen von Mädchen und Jungen in der Schule*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. et al. (2013). Der Kommunikative Konstruktivismus als Weiterführung des Sozialkonstruktivismus – eine Einführung in den Band. In Keller, R., Knoblauch, H. & Reichertz, J. (Hrsg.), *Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz* (S. 9–21). Wiesbaden: VS.
- Knoblauch, H. & Schnettler, B. (2006). Konstruktivismus. In Buber, R. & Holzmüller, H. (Hrsg.), *Qualitative Marktforschung. Konzepte – Methoden – Analysen* (S. 127–137). Wiesbaden: Gabler.
- Knoblauch, H. (2005). *Wissenssoziologie*. Konstanz: UVK.
- Knoblauch, H. (2013). Grundbegriffe und Aufgaben des kommunikativen Konstruktivismus. In Keller, R., Knoblauch, H. & Reichertz, J. (Hrsg.), *Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz* (S. 25–47). Wiesbaden: VS.
- Knorr-Cetina, K. (1989). Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen. In *Soziale Welt*, 40 (1/2), S. 86–96.
- Krauss, W. (2010). Bruno Latour: Making Things Public. In Quadflieg, D. & Moebius, D (Hrsg.), *Kultur. Theorien der Gegenwart* (S. 595–609). Wiesbaden: VS.
- Krotz, F. (2001). *Die Mediatisierung kommunikativen Handelns. Der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien*. Wiesbaden: Westdeutscher.
- Krotz, F. (2007). *Mediatisierung. Fallstudien zum Wandel von Kommunikation*. Wiesbaden: VS.
- Latour, B. & Woolgar, S. (1979). *Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts*. Beverly Hills: Sage.
- Latour, B. (1996). On Actor-Network Theory. A Few Clarifications. In *Soziale Welt*, 47 (4), S. 369–382.
- Latour, B. (2002). *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Latour, B. (2006). Drawing Things Together: Die Macht der unveränderlich mobilen Elemente. In Bellinger, A. & Krieger, D. J. (Hrsg), *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie* (S. 259–308). Bielefeld: transcript.
- Latour, B. (2007). *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lengersdorf, D. & Wieser, M. (Hrsg.) (2014): *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies*. Wiesbaden: VS.
- Löw, M. (2001). *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Passoth, J.-H. (2010). Aktanten, Assoziationen, Mediatoren. Wie die ANT das Soziale neu zusammensetzt. In Albert, G., Greshoff, R. & Schützeichel, R. (Hrsg.), *Dimensionen und Konzeptionen von Sozialität* (S. 309–317). Wiesbaden: VS.
- Pentzold, C. (2015). Praxistheoretische Prinzipien, Traditionen und Perspektiven kulturalistischer Kommunikations- und Medienforschung. In *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 63 (2), S. 229–245.
- Raabe, J. (2008). Kommunikation und soziale Praxis. Chancen einer praxistheoretischen Perspektive für Kommunikationstheorie und -forschung. In Winter, C., Hepp, A. & Krotz, F. (Hrsg.), *Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen* (S. 363–389). Wiesbaden: VS.

- Raabe, J. (2009). Kultur- und praxistheoretische Konzepte in der Kommunikationswissenschaft. Ein Beitrag zur jüngeren Theorieentwicklung der Disziplin. In Schulz, P. J., Hartung, U. & Keller, S. (Hrsg.), *Identität und Vielfalt der Kommunikationswissenschaft* (S. 89–104). Konstanz: UVK.
- Reckwitz, A. (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In *Zeitschrift für Soziologie*, 32 (4), S. 282–301.
- Reckwitz, A. (2008). *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms* (2. Aufl.). Weilerswist: Velbrück.
- Reich, K. (2001). Konstruktivistische Ansätze in den Sozial- und Kulturwissenschaften. In Hug, T. (Hrsg.), *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen?* (S. 356–376). Baltmannsweiler: Schneider.
- Reichertz, J. (2009). *Kommunikationsmacht. Was ist Kommunikation und was vermag sie? Und weshalb vermag sie das?* Wiesbaden: VS.
- Rosa, H. (2005). *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Schäfer, H. (2016). Einleitung: Grundlagen, Rezeption und Forschungsprogramm der Praxistheorie. In ders. (Hrsg.), *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm* (S. 9–25). Bielefeld: transcript.
- Schatzki, T. R. (1996). *Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schatzki, T. R. (2001a). Introduction. Practice Theory. In Schatzki, T. R., Knorr-Cetina, K. & von Savigny, E. (Eds.). *The Practice Turn In Contemporary Theory* (pp. 1–14). London/New York: Routledge.
- Schatzki, T. R. (2001b). Practice minded-orders. In Schatzki, T. R., Knorr-Cetina, K. & von Savigny, E. (Eds.). *The Practice Turn In Contemporary Theory* (S. 42–55). London/New York: Routledge.
- Schatzki, T. R. (2016). Praxistheorie als flache Ontologie. In Schäfer, H. (Hrsg.), *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm* (S. 29–44), Bielefeld: transcript.
- Schüttpelz, E. (2008). Der Punkt des Archimedes. Einige Schwierigkeiten des Denkens in Operationsketten. In Kneer, G., Schroer, M. & Schüttpelz, E. (Hrsg.), *Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen* (S. 234–258). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schüttpelz, E. (2016). Infrastrukturelle Medien und öffentliche Medien. In *Media in Action*, 0(0), Pre-Publication, https://www.mediacoop.uni-siegen.de/wp-content/uploads/2016/06/schuettpelz_infrastrukturelle_medien.pdf, S. 1–21.
- Schütz, A. & Luckmann, T. (2003). *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UVK.
- Star, S. (2010). This is not a boundary object: Reflections on the origin of a concept. In *Science, Technology & Human Values*, 35 (5), S. 601–617.
- Star, S. L. & Griesemer, J. R. (1989). Institutional Ecology, ‘Translations’ and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley’s Museum of Vertebrate Zoology, 1907–39. In *Social Studies of Science*, 19 (4), S. 387–420.
- Theis-Berglmair, A. M. (2016). Auf dem Weg zu einer Kommunikationswissenschaft. In *Publizistik*, 61 (4), S. 385–391.
- Tomasello, M. (2008). *The Origins of Human Communication*. Cambridge: MIT Press.
- Watzlawick, P. (1984). Vorwort. In ders. (Hrsg.), *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben. Beiträge zum Konstruktivismus* (S. 9–11). München: Piper.
- Weber, M. (1988[1924]). Soziologie des Zeitungswesens. In ders., *Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik* (S. 434–441). Tübingen: Mohr.
- Wieser, M. (2004). Inmitten der Dinge. Zum Verhältnis von sozialen Praktiken und Artefakten. In Hörning, K. H. & Reuter, J. (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis* (S. 92–107). Bielefeld: transcript.